

Programmbereich Kultur / Kunst und Kulturjournalismus
Redaktion: Ulrich Kühn

Sendung am: 08.10.2022
13.05 – 13.15 Uhr

GEDANKEN ZUR ZEIT

Tendenz fallend

Wie ist Venedig noch zu retten?

Von Martin Tschechne

NDRkultur

**GEDANKEN
ZUR ZEIT**

sonnabends

13.05 – 13.15 Uhr

Spr. An- und Abmoderation: Ulrich Kühn
Manuskript und Sprechen: Martin Tschechne

**Telefon:
0511 / 988-2321**

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z. B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Anmoderation:

Wer Zeit hat und es sich leisten kann, nimmt im Herbst vielleicht ein paar Tage Urlaub und reist nach Venedig – wenn es dort wunderschön und nicht so überlaufen ist wie im Hochsommer. Wer zurückbleibt, kann immerhin träumen von dieser unglaublichen Stadt. Dabei steht Venedig mal wieder vor dem Untergang. Wie immer, könnte man sagen, das ist ja ein Teil der Anziehungskraft, die jedes Jahr 30 Millionen Touristen anlockt. Inzwischen bedrohen aber längst nicht mehr nur Kreuzfahrtschiffe oder Hochwasser die Substanz, das Geld der Investoren treibt der Stadt den Geist aus und die Bewohner gleich mit – meint jedenfalls der Publizist Martin Tschechne und fragt zugleich: Wird die Architektur-Biennale im kommenden Sommer vielleicht das Zukunftslabor, das Venedig retten kann? Hinein also in die Gassen, auf die Brücken und Plätze und vor die Paläste der Stadt:

Beitrag:

Eine Ankunft in Venedig ist jedes Mal wieder ein sanfter Schock. Nicht unangenehm. Man tritt aus der Bahnhofshalle, überquert halblinks eine eigentümlich gebuckelte Brücke – und verliert sich in einer anderen Zeitrechnung. Das klingt ein bisschen pompös, aber tatsächlich versetzen das türkisblaue Wasser der Kanäle, das milchig gleißende Licht, das Halbdunkel der oft gerade schulterbreiten Gassen und die byzantinische Pracht der Palazzi den Besucher in einen Zustand, als beträte er oder sie eine schwebende, von der vertrauten Welt abgesetzte Wirklichkeit.

Es ist eine Wirklichkeit, in der Verschwendung, voll erblühte Schönheit und kriechender Verfall ineinander fließen wie in einem lebendig gewordenen Stillleben des Barock. Natürlich ist die Stadt in ihrem Wesen viel früher entstanden, in der Zeit der Gotik und der Renaissance – aber solche Verschiebungen fallen hier nicht weiter ins Gewicht. Das Besondere an Venedig liegt in der fortdauernden Gleichzeitigkeit von Gegenwart und Geschichte. Außerdem ist es viel relevanter für diese Gegenwart, dass Tagesbesucher für das anrührende Erlebnis dieser Stadt von Mitte Januar an Eintritt zu zahlen haben.

Es sei ein Akt von Notwehr, sagen die Verantwortlichen in der Verwaltung, obwohl Skeptiker eher an eine neuerliche Geschäftsidee glauben. Die Rede ist von sechs Euro pro Person und Tag, mit Möglichkeiten der Anpassung, wenn die Flut der Tagesgäste mal gar zu stark anschwillt oder, was keiner sich ernsthaft vorstellen kann, wenn ein Rabatt noch zögernde Reisende dazu locken müsste, sich in die Fußgängerkanäle mit ihren Souvenirhändlern zu ergießen, in eines der schicken Privatmuseen, die luxuriös ausgestatteten Hotels mit Blick aufs Wasser oder die Cafés an der Piazza San Marco, in denen ein Cappuccino leicht mal zehn Euro und mehr kostet.

Über dreißig Millionen Besucher pro Jahr zählt die Stadt, hunderttausend jeden Tag, oft auch mehr. Für die Bewohner sind die Zustände kaum noch erträglich. 200.000 Menschen lebten mal auf den Inseln der Lagune, Einzelhändler, Handwerker, sogar Fischer. Heute sind es 50.000, Tendenz fallend. Wer wegzieht, hinterlässt eine Ferienwohnung zum Tagessatz, unbezahlbar für normale Dauermieter. Die verbliebenen Bürger begehren auf; die Zahl 49.999, an Hauswände geklebt und auf Pamphleten verbreitet, ist ihr Signal, dass es so nicht weitergehen kann.

Und sie haben sogar Erfolg: Die riesigen Kreuzfahrtschiffe etwa, die viel zu lange das Wasser vor dem Dogenpalast aufgewühlt, die Grundmauern der historischen Kirchen und Paläste unterspült und die Fassaden mit einem klebrigen Ölfilm zersetzt haben: Seit dem vergangenen Sommer müssen sie draußen in Marghera anlegen, in der Lagune. Aber der Schaden ist angerichtet, die Fundamente sacken weiter ab, der Meeresspiegel steigt, und an der Haltung hat sich nicht viel geändert. Nicht genug jedenfalls.

Das System braucht ein Zukunftslabor, und vielleicht kann die Architekturbiennale im kommenden Sommer zu einem Perspektivwechsel beitragen. Für die Programmchefin Lesley Lokko, Architektin und Autorin von mittlerweile zwölf Romanen, ist es höchste Zeit, neue Blickwinkel zu öffnen und weite Brücken zu schlagen. Eine Richtung deutet sie schon mal an: Wir in Europa sprechen von Minderheiten und von Diversität, sagt sie. Tatsächlich aber sind die Minderheiten der westlichen Welt die globale Mehrheit. Und Anderssein ist der Normalfall. Die Biennale, nebenbei, trägt die laufende Nummer 18. Es ist die dritte unter weiblicher Leitung.

Und wieder werden Länder eingeladen, auf dem ehrwürdigen Gelände der Giardini ihre Konzepte für die Zukunft zu präsentieren. Das kanadische Projekt trägt den Titel „Not for Sale“. Die Schweiz macht sich öffentlich Gedanken über „Neighborhood“, also Nachbarschaft, und Deutschland bleibt, so der Titel des Beitrags, „Wegen Umbau geöffnet“. Dabei ist Lokko sicher, dass ihr Zukunftslabor längst real existiert. Sein Name ist Afrika, und wenn in Venedig von Mai an die Architekten aus England, Frankreich oder Dänemark ihre Konzepte diskutieren, dann hat Afrika schon so ziemlich alle Prozesse durchlaufen, die so ein Konvent von Experten sich ausdenken kann.

Oder steckt mittendrin. Von wucherndem Wachstum spricht die Kuratorin, von schreienden Umweltproblemen, von erzwungener Migration, einem sozialen Gefälle mit gefährlich scharfen Abbruchkanten, aber auch von immer wieder erstaunlichen Kräften des Widerstands und der Heilung. Lokko ist in Schottland aufgewachsen, Tochter eines ghanaischen Vaters und einer schottischen Mutter. Sie spricht in zweierlei „wir“: Wir in Europa, und wir in Afrika: Wir sind, sagt sie also und bezieht sich nun auf Afrika, wir sind der jüngste Kontinent, im Schnitt halb so alt wie die Bevölkerung der alten, westlichen Welt. Und so oft wir auf der falschen Seite von Hoffnung und Geschichte gestanden haben, so oft haben wir Lösungen gefunden, nach denen viele andere heute suchen.

Haben sie woanders auch Straßen aus Wasser und eine Geschichte, die vor tausend Jahren schon bis in den Orient und bald darauf bis nach China reichte? Haben sie nicht. Aber vielleicht ist Venedig gerade deshalb – und nicht nur wegen seiner 436 Brücken – der beste Ort, um darüber zu reden, wie sich Konzepte übertragen lassen, Lösungen entwickeln und Herausforderungen gemeinsam stemmen. Sie erleben das ja jeden Tag: die drängenden Massen, steigende Wasserspiegel, die Gier der Investoren. Und die Öffentlichkeit muss nicht erst überzeugt werden. Die Stadt verfällt, und jeder kann es sehen. Der Verfall ist Teil ihrer Attraktion; wer es nicht besser weiß, spricht von morbide Charmé.

Sie retten also. Verhängen Kathedralen und Palazzi mit Planen, auf denen fußballfeldgroß die Werbebotschaft eines Finanziers prangt, Benetton oder Prada aus Italien, Huawei aus China. Und restaurieren. Entkernen, widmen um, retten alte Bausubstanz und höhlen sie aus, bewahren den Glanz vergangener Großartigkeit und erfinden die Stadt zugleich neu.

Eigentlich ein Paradox. Und die verbliebenen Bewohner mahnen, dass gerade dadurch alles viel schneller gehen könnte.

Die Fondaco dei Tedeschi, 1228 gegründet als Handelshaus der deutschen Kaufleute in Venedig, wurde vom Büro des Architekten Rem Koolhaas in ein Luxus-Shoppingcenter mit roter Rolltreppe verwandelt. Shopping immerhin, also Handel – zuletzt war dort die Post untergebracht. Ist das so viel näher am Geist des Ortes? Der Japaner Tadao Ando baute die Punta della Dogana, die ehemalige Zollstation, aus zu einem Museum für die Kunstsammlung von Francois Pinault. Der französische Unternehmer hatte zuvor auch schon den Palazzo Grassi für seine Kollektion moderner und zeitgenössischer Kunst herausputzen lassen.

Alte Venezianer trauern, wenn der Gemüsemann oder der Käsehändler an der Ecke seinen Laden aufgibt. Und sie werden böse, wenn einer ein 800 Jahre altes Bauwerk mit einer Rolltreppe aufpeppt. Aber mal angenommen, es hätte niemand den Ehrgeiz und das Geld aufgebracht, die alten Paläste wieder auf Hochglanz zu polieren: Was wäre aus ihnen geworden? Prunk und Repräsentation waren die Gründe, sie zu bauen. Hochglanz war ihr Daseinszweck. Wer kann und will das heute noch bezahlen? Die Frage lautet: Wie viel Venedig bleibt, wenn irgendein internationaler Konzern für Mode oder Mobiltelefone die Sache in die Hand nimmt?

Es ist eine Frage von Respekt und Sensibilität. Gerade hat der Brite David Chipperfield die Alten Prokuratien, das lang gezogene Verwaltungsgebäude auf der Nordseite des Markusplatzes, im Auftrag des Versicherungskonzerns Generali restauriert. Es sei ein beinahe archäologisches Projekt gewesen, berichtet der Architekt nach der Eröffnung im Sommer: zu entdecken und zu retten, was noch da war, Böden aus venezianischem Terrazzo, Stuckaturen, Reste alter Freskomalereien, und es zu integrieren in ein ganz neues Nutzungskonzept mit großzügigen Ausstellungs- und Veranstaltungsräumen und ausgebautem Dachgeschoss. Alles sehr neu und sehr elegant. Natürlich wurde die Fassade nicht angerührt, der Platz vor dem Markusdom ist ein Heiligtum der Stadt. Aber erstmals ist das historische Gebäude der Öffentlichkeit zugänglich. Und die Presse jubelte: Das alte, längst schon vertraute Venedig habe eine neue Attraktion. Brauchte es noch eine?

Vielleicht war es der Venezianer Carlo Scarpa, der nachfolgende Architekten gelehrt hat, wie sich ihresgleichen in einem Gesamtkunstwerk wie Venedig zu bewegen hat. Auf Zehenspitzen nämlich. Er selbst gilt, 1978 gestorben, als wichtigster Vertreter einer feinfühligsten, wissenden, tief in der Geschichte der Stadt und ihrem Mythos verwurzelten Moderne. Trotzdem – oder gerade deshalb – sind seine Arbeiten nicht gar so öffentlich, nicht gar so leicht zu finden. Eine private Wohnung, ein Garten mit Wasserspielen im alten Palazzo Querini Stampalia, ein Geschäft für Schreibmaschinen am Markusplatz oder der Skulpturengarten auf dem Gelände der Biennale. Venedig lebt von seinem Geheimnis. Geheimtipps sind die Orientierungsmarken der Besucher. Dieser Carlo Scarpa wäre so einer.